

nomy. In seiner Darstellung entspricht dem ökonomischen System der deutlich begrenzten Dynamik somit ein demographisches System mit vergleichbaren Schranken. Daß es sich dabei um keine zufällige Gleichzeitigkeit handelt, belegt der Autor mit einem Blick auf die demographische Entwicklung während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zu dieser Zeit sieht er die Dynamik einer *mineral-based energy economy* bereits dominieren. Vermittelt über die daraus resultierende Steigerung der Produktivität erhöhte sich der Lebensstandard, und die Grenzen des traditionellen demographischen Systems ließen sich erst dadurch überwinden (S. 90 f.).

Die Verbindung einer kritischen Reflexion über die bisherigen Konzepte zur Industriellen Revolution mit eigenen und neuen Gedanken wird die Diskussion neuerlich anregen. Vor allem aber muß man Wrigley dazu gratulieren, einen so komplexen Sachverhalt mit solcher Klarheit erörtert zu haben. Gleichwohl bleibt an manchen Stellen ein unbefriedigtes Gefühl, wenn etwa wichtige Problemlagen zwar angesprochen, aber nicht ausführlich diskutiert werden. So ist etwa die *kapitalistische* Wirtschaftsweise weit vielschichtiger als nur durch Energienutzung und Arbeitsorganisation zu erklären. An dieser Stelle ohne Rücksicht auf die inhärenten Machtverhältnisse zu argumentieren, vereinfacht möglicherweise die Darstellung, blendet aber wichtige Aspekte aus. Als weiteren Kritikpunkt möchte ich auch die Überbetonung der positiven Auswirkungen der industriellen Wirtschafts-

weise anmerken. Die damalige Gesellschaft als „society capable of producing in such abundance that chronic poverty ceased to be an inescapable part of the human lot (...)“ (S. 130), kann gerade heutzutage leicht mißverstanden werden.

Peter Becker, Göttingen

Anmerkungen:

1 E. A. Wrigley and R. S. Schofield, *The Population History of England 1541–1871, a Reconstruction*, Cambridge 1981.

Erich Zöllner, *Geschichte Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Verlag für Geschichte und Politik: 8. Auflage, Wien u. München 1990.

Der „Zöllner“ – nun in der 8. Auflage erschienen – ist wohl das erfolgreichste Buch eines österreichischen Historikers nach 1945. Kein Angehöriger meiner Generation, der ungefähr 50-Jährigen, wird es vermutlich mehr wagen, eine Geschichte Österreichs von den Anfängen bis zur Gegenwart im Alleingang zu schreiben. Die Detailkenntnisse über die Jahrhunderte hinweg, der lange Atem, der Gestaltungswille sind bewundernswert. Doch das Buch besetzt auch die Alpträume der Studierenden. Die Gründe?

Bereits im Vorwort zur ersten Auflage lehnt Zöllner das angemessene Raisonement zugunsten einer Faktenschilderung ab. Auf den folgenden Seiten bietet sich den Leser/inne/n daher eine

nüchterne, differenzierte, um Distanz bemühte Darstellung der politischen Ereignisgeschichte; gute Beispiele hierfür sind Zöllners zusammenfassendes Urteil über St. Germain (S. 501) oder die kurze Analyse des umstrittenen Oktoberstreiks von 1950 (S. 537); gelegentlich schlägt österreichischer Patriotismus durch, etwa wenn behauptet wird: „Auch die immer mehr verschärften Maßnahmen gegen die Juden, die Verpflichtung zum Tragen eines diskriminierenden Abzeichens und die alsbald einsetzenden Massendeportationen, wurden durch die große Mehrzahl der Bevölkerung abgelehnt“ (S. 526). Ich habe darüber begründete Zweifel! Ähnlich verhält es sich auch mit der etwas kalmierenden Darstellung der Waldheim-Affäre (S. 552).

Ein weit größeres Problem liegt in der Darstellungs- und Ausdrucksweise: Zöllners Sätze bersten vor Information und Detaillast, sie lassen der Phantasie keinen Raum. Andererseits finden sich jedoch kaum Leitlinien und es mangelt am Versuch der Typenbildung; aber was viel entscheidender ist: Zöllner weicht expliziten Erklärungen im eigentlichen Sinn eher aus; die Gründe für das Entstehen des „Ständestaats“, für das Zustandekommen des „Anschluß“ usw. bleiben im Dunklen.

Doch eine faire Beurteilung muß davon ausgehen, daß die erste Auflage 1961 erschien, also vor dem „Paradigmenwechsel“ in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft. Aus dem Blickwinkel von 1961 zeigt das Buch durchaus moderne Ansätze, denn es war 1961

keineswegs selbstverständlich, demographische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklungen so ausführlich zu behandeln. Wir schreiben jedoch 1991, und ich kann nicht umhin, das Buch vom heutigen Stand der Geschichtswissenschaft aus zu beurteilen, zumal ich selbst versuche, eine Geschichte Österreichs im 20. Jh. zu erarbeiten. Diese „Konkurrenzsituation“ mag dazu führen, daß ich die Schwächen des Buches deutlicher in den Blick nehme als die Stärken.

Wie gesagt: Der politischen Ereignisgeschichte kann man trauen, und selbst dem Informierten eröffnen sich neue Perspektiven, auch wenn jeder strukturgeschichtliche Ansatz fehlt. Die Schwierigkeiten tauchen für mich jedoch in den angehängten Kapiteln über Bevölkerung, Wirtschaft und Kultur auf. Sie sind im wahrsten Wortsinn „angehängt“ und mit dem Hauptteil in keiner Weise verklammert. Das ist zugegebenermaßen schwierig, doch hier rächt sich, was Zöllners Buch am meisten vermissen läßt: der Mangel einer theoriegeleiteten Konzeptualisierung.

In den Kapiteln über Demographie und Wirtschaft fällt die Scheu vor Zahlen auf und man vermißt Tabellen und Graphiken. So läßt sich der Autor auf die Rekonstruktion von Wirtschaftskonjunkturen erst gar nicht ein; dadurch rückt jedoch eine der spannendsten Kontroversen in der österreichischen Historiographie, die über das Wirtschaftswachstum in der Habsburgermonarchie, völlig aus dem Blick. Für schlechthin mißglückt halte ich die Kapitel über Kultur, Kunst und Wissenschaft. Frei-

lich ist auch hier die Fülle an Detailkenntnissen imponierend und Zöllner weiß mit Sicherheit mehr, als ich je wissen werde ... aber will ich das alles wissen? Die Sucht, alles und jeden zu nennen, die Fülle seiner Ausführungen wird zum Leerlauf und verliert jede Proportion; Zöllner vergißt selbst auf das zierliche Donauweibchen im Wiener Stadtpark nicht (S. 475). Doch: Wem nützen so lakonische Feststellungen wie: „Dem jüdischen Wiener Bürgertum gehörte der Arzt und Schriftsteller Arthur Schnitzler an, der sich durch die Szenenfolge des ‚Anatol‘-Zyklus und das Drama ‚Liebele‘ einen angesehenen Namen schuf“ (S. 468); oder: „Karl Raimund Popper, ein gebürtiger Wiener, der vor allem in England wirkte, plädierte als Vertreter des kritischen Rationalismus zugunsten einer für Reformen aufgeschlossenen ‚offenen Gesellschaft‘“ (S. 579). Keiner dieser Sätze ist falsch, doch man fragt sich, ob Zöllner tatsächlich glaubt, jemand würde in seiner Geschichte Österreichs nachschlagen, um sich über Schnitzler oder Popper zu informieren.

Dennoch: Zöllner hat sich in die österreichische Historiographie eingeschrieben. Er steht für eine der besten Leistungen der „Wiener Schule“, für eine quellenkritische, an den Fakten festgezurrt, kühle, Geschichtsschreibung. Doch diese Art von Historiographie ist seit Lucien Febvre's berühmter Antrittsvorlesung am Collège de France, also seit 1933, ins Gerede gekommen. Spätestens seit diesem Zeitpunkt stehen einander zwei unterschiedliche

Geschichtsauffassungen gegenüber; ich meine, daß die Auffassung Febvre's nicht nur die „modernere“, sondern auch die bessere ist.

Ernst Hanisch, Salzburg

The Blackwell Companion to Modern Jewish Culture: From the Eighteenth Century to the Present, edited by Glenda Abramson; advisory editors David Katz, Nicholas de Lang, Chaim Rabin, Ezra Spicandler, Blackwell Reference: Oxford 1989.

Untrennbar verbunden mit der Geschichte des Merkantilismus sind die Namen großer jüdischer Financiers wie Isaak Peireira, Nunes da Costa, Emmanuel Oppenheimer und Samson Wertheimer. Gestützt auf die unverzichtbaren Dienste solcher Kreditvermittler, der internationalen Händler und Militärfaktoren im Dienste absolutistischer Herrscherhäuser, errangen die jüdischen Gemeinden Europas im 17. Jahrhundert den Höhepunkt ihrer Unabhängigkeit. In der Institution der sogenannten Landjudenschaften fand diese Unabhängigkeit ihren deutlichsten Ausdruck, denn sie umfaßte nicht nur die politische Vertretung der Juden eines Territoriums nach außen, sondern auch die steuerliche, soziale, polizeiliche und religiöse Selbstverwaltung und die Kontrolle der Gemeinden nach innen. In Polen bildete der „Va'ad Arba Arzot“, der „Rat der vier Länder“, als eine Art jüdisches Parlament für fast hun-